

Experimental Baroque

Ein Essay von Luke Wilkins



Eine Epoche träumt die nächste, schrieb Walter Benjamin, in seinem unvollendet gebliebenen Passagenwerk. Nur im Traum, schreibt die Schriftstellerin Friederike Kretzen, werden wir nicht daran verrückt zu realisieren, dass alles mit allem zusammenhängt. Das würde bedeuten, schreibe ich jetzt gerade – so als würde ich mit den Wörtern improvisieren – hier hin: Dass wir im Traum sowohl dem Webstoff der Existenz als auch der Zusammengesetztheit von uns selbst auf die Sprünge kommen. Innerhalb dieser Auflösung des Ichs in der Sprache des Traums sind wir – das ist ein roter Faden in Benjamins Geschichtsphilosophie – als Kollektiv verbunden mit der Geschichte. Mit der gewordenen, mit dem was ist und mit dem was noch sein wird. Mit den Toten. Mit einer Zukunft, für die es im Französischen eine Unterscheidung gibt zwischen der grammatischen Form Future und der unberechenbaren: L' Avenir: Eine Zukunft, die über uns hereinbricht und die uns so viel Angst einjagt wie der Tod selbst.

Wir versuchen uns davor zu schützen, in dem wir unserem Leben Sinn geben und indem wir Geld sparen, ein Haus zu kaufen, mit einer Balkonpflanze, die wir jeden Abend gießen. Sowohl die über uns hereinbrechende Zukunft, als auch den Tod versuchen wir zu überlisten durch Besitz, Status, Sinn: Die Verführung der Welt nach allen Regeln der Kunst. Aber ich glaube oder ahne und diese Ahnung hat sich in der Vorbereitung zu diesem Konzert hier verdichtet: Das alles interessiert die Toten nicht. Aber ich interessiere mich für die Toten. Ich frage mich: Was interessiert einen Toten? Wie kann man mit einem Toten sprechen? Und komme immer wieder zu einer ähnlichen Antwort: Indem man ihm zuhört. Wie hört man einem Toten zu? Ich weiß es nicht. Jedenfalls nicht indem man Angst vor ihm hat. Oder vielleicht indem man sich in die Angst vor ihm verwandelt? Was ist ein Toter? Was empfinde ich den Toten gegenüber? Und wieder: Ich weiß es nicht, aber am ehesten – würde ich sagen – sind die Toten hörbar.

Die Toten sind hörbar in den Stimmen des Windes und des Regens, vielleicht im Kreischen von Trambahnschienen, dem Bizzeln der Fühler im Kontakt mit der Stark-Stromleitung, in der Musik, die eine Stadt macht, der

Straßenverkehr, die Maschinen, ein klingelndes Mobiltelefon, ein rufendes Kind, aus einem offen stehenden Fenster dringt das Weinen der vor drei Wochen geborenen Jule: Eine Jule, die momentan noch viel mehr ein Neugeborenes ist als eine Jule. Ihr Weinen ist nicht bitterlich, es ist einfach Weinen ob des Schreckens hier sein zu müssen, atmen zu müssen, von irgendeinem vermaledeiten Weltraum-Storch hier runtergebracht und in eine Wiege gelegt, mit dem Auftrag unter uns existieren zu müssen. Während ich diesen Satz schreibe, in St. Ilgen, dem Ort, dem Haus meiner Kindheit und Jugend, auf einem Sofa im ehe im ehe im ehe maligen Pflanzenfärber-Atelier im maligen Pflanzenfärberatelier meiner Mutter, das jetzt eine Küche geworden ist, hat meine Geschirrspülmaschine fertig gespült, das Rotieren des heißen Spülwassers in ihrem Leib stoppt ruckartig, es tropft noch ein paar Mal im Innern der BOSCH-Maschine, dann wird es ruhig, man hört von fern die Stare schäkern, auf der Kiefer, hinterm Haus der Nachbarn, das Licht fällt jetzt sichtbarer auf die rötlichen Kacheln des Küchenfußbodens, scheint auf, scheint aufzustrahlen, dann schaltet sich die Maschine noch mal ein, saugt das letzte Wasser ab, der Abguss im Waschbecken gurgelt, jetzt leuchten nur noch die drei runden Lämpchen in der Spülmaschinentür, auf der Strasse fährt ein Mähdrescher vorbei, es ist 15:02 Uhr, ich denke an den Moment, den ich haben werde, jetzt hier, vor Ihnen, vor dir, vor euch, vor mir, vor uns, dem Publikum, vor meinem Traum – vielleicht der Traum unserer Epoche – dass wir zu unserem eigenen Publikum werden könnten und im Verstummen der die letzten 65 Minuten gelaufenen Spülmaschine und meinem grundsätzlichen Begrüßen des Todes, seit etwa 2001, als ich mit dem Tod meines jüngeren Bruders, mit seinem Blut, seinem stillen, erbitterten, manchmal auch gelösten Tod: Als ich mit dem Tod meines Bruders anfangen den Tod an sich als eine Kraft zu begrüßen, als eine Persönlichkeit, die ihren ortlosen Ort in meinem Leben braucht, damit ich leben kann, zusammen mit den Toten und in diesen Zeiträumen hier, hier, hier oder z.B. demjenigen zwischen dem 31. Juli 2019, beim ersten Kennenlern-Telefonat, heute morgen, mit unserem Cellisten Brice Catherine, der damals also heute noch im englischen Huddersfield gewohnt hat und jetzt jetzt eine Tournee hatte und mit dem ich jetzt jetzt jetzt hier am 25. August 2019 um 11.55 Uhr spie-

le und spiele und gespielt habe, haben werde und hier sitze und einen Text lese, von dem ich noch nicht weiß wie er ausgehen wird, ich lese und schreibe, von beiden Seiten, auf den Tod zu und von ihm weg, während eines Konzerts, dessen Ausgang ungewiss ist. All das schweigt mich jetzt an, mit dem Verstummen der Spülmaschine von BOSCH und meinen Füßen, die in hellblauen Wollsocken stecken, die meine 94-jährige Großmutter mir zu Weihnachten gestrickt hat, mein Magen knurrt, das Frühstück, der Kaffee, die Kokoschokolade und das Maigouda-Brot, mein großer Zeh zuckt. In dem Schweigen liegt vielleicht auch eine Stille, es gibt die Momente, in denen das Schweigen der Menschen, der Gegenstände, der Gedanken, der Gefühle, des Begehrens, des Körpers, der Wünsche aufhört ein Schweigen zu sein und anfängt still zu werden und aus dieser Stille heraus zu einem Zuhören. Ich glaube diese Stille, aus der heraus ich manchmal das Gefühl bekomme die Stimmen der Toten hören zu können, ist eine Art Aufwachen, eine Art aufzuwachen, die den Schlaf, den Traum, den Tod nicht vertreibt.

Eine Art der kleinen, profanen Erleuchtung, die auch die Dunkelheit, den Mythos, die Märchen, das Wilde mit einbegreift. Eine Erleuchtung – im Wissen um die Dialektik der Aufklärung – die vielleicht auch eine Erdunkelung sein könnte. Diese Art zu Hören verdanke ich John Cages ungeheuer wirksamen Veränderung in der Konzeption vom Klang der westlichen Musik in ihrer mit den historischen Vorgängen verbundenen Entwicklung, die dieser, z.B. mit seiner Sinfonie für Haushaltsgeräte eingeläutet hat. Cage verdanke ich es, dass ich an einer Bushaltestelle wie in einer Komposition sitzen kann, dem Rattern der hochziehenden elektrischen Plakatwand zuhören, Media Markt verschwindet, Nordsee taucht auf, dem Verkehr mit seinen verschiedenen Zirkulationen, der Großstadt, die vollgesogen ist mit Mysterien, Mysteriendramen, die erst anfangen als solche erkennbar, erlebbar zu werden, wenn man die Möglichkeit entdeckt der Stadt so zuzuhören, als sei sie ein riesiger, schnaufender Körper. In seiner Vorlesung zum Wesen der Religion widmet der Philosoph Ludwig Feuerbach der Rolle der Sinneseindrücke bei der Ausprägung des religiösen Gefühls eine lange Passage: „Hätte der Mensch nur Augen und Hände, Geschmack und Geruch so hätte er keine Religion,

denn alle diese Sinne sind Organe der Kritik und Skepsis. Der einzige sich im Labyrinth des Ohres ins Geister- oder Gespensterreich der Vergangenheit und Zukunft verlierende, der einzige furchtsame, mystische und gläubige Sinn ist das Gehör. Es gebe Völker „bei welchen kein anderes Wort für Gott existiert als der Donner“; das Trommelfell sei der Resonanzboden des religiösen Gefühls, das Ohr insgesamt die „Bärmutter der Götter“ und damit „das Organ der Angst“. Ich hatte als Kind viel Angst. Es gab Momente, in denen jeder Ast mich beäugte, jedes wegrollende Erdkörnchen an einem heißen Nachmittag auf dem Feld kündigte einen namenlosen Schrecken an, jeder knackende Balken des alten Hauses, in dem ich vergeblich versuchte einzuschlafen, wurde zum Schritt eines schwarzen Mannes, der mir nicht nur nach dem Leben trachtete, sondern der mir mit der Ausreißung all meiner Wurzeln aus dem Zahnfleisch der Zeit drohte. Die Zähne fallen mir mit den Wurzeln aus, fallen mit mir in den unendlichen Raum, wo ich in einem unendlichen Sturz auf immer verschwinde und in diesem Verschwinden nicht, nie wieder zu mir kommen kann. In einem unendlich langsamen Verblässen falle ich aus der Generationenfolge.

Ich wusste mir in den schlimmsten Nächten nicht anders zu helfen als durch Beten. Ich faltete meine Hände und überantwortete mich dem Schutz von Jesus Christus. Oder dachte an das bucklicht Männlein. Diese unheimliche Figur aus des Knaben Wunderhorn, aus dem mir meine Mutter gern vor dem Einschlafen vorgelesen hatte. Wen dieses Männlein anschaut, der gibt nicht acht, stolpert ins Unglück, für das er in diesem Moment blind ist, oder etwas geht ihm zu Bruch, Ungeschick lässt grüßen: Will ich in mein Keller gehen, will mein Weinlein zapfen; Steht ein bucklicht Männlein da, Tüt mir'n Krug wegschnappen./Will ich in mein Küchel gehen, will mein Süpplein kochen; steht ein bucklicht Männlein da, hat mein Töpflein brochen. Und am Ende der Geschichte heißt es: Wenn ich an mein Bänklein knie, will ein bisschen beten, steht ein bucklicht Männlein da, fängt gleich an zu reden: Liebes Kindlein, ach, ich bitt, Bet fürs bucklicht Männlein mit. Das half mir einzuschlafen. Und später dann – als mir die Gewohnheit der betenden Hände in Fleisch und Blut übergegangen war – konnte ich nicht mehr einschlafen

ohne gefaltete Hände. In letzter Zeit, ich bin vor kurzem Vierzig geworden, vergesse ich manchmal meine Hände vor dem Einschlafen zu falten, die frühe Angewohnheit hat ihre Notwendigkeit verloren. Heimlich flüstere ich mir zu: Die Aufklärung hat sich in mir vollzogen – sie verlangt uns viel mehr ab als nur den Mut zu haben uns unseres eigenen Verstandes zu bedienen – und ich – Kind eines Grünschnabels, dessen Unfähigkeit ein Vater für mich zu sein mir symptomatisch scheint für eine breite Schicht westlicher Eltern aus der ersten Nachkriegsgeneration – fühle mich endlich reif Vater zu werden, als wäre der Krieg mit seinen transgenerationalen Traumata in mir endlich zu Ende gegangen. Und ich stelle mir die Angst, die uns Menschen die Tatsache des Todes von Gott, die der Satz von Nietzsche, mit dem er eine mächtige kollektive Bewusstwerdung zusammengefasst hat, eingejagt hat, als eine ähnliche Angst vor, wie diejenige, die ich als Kind empfunden habe. Als wir als Kollektiv angefangen haben zu begreifen, dass wir dem Regen, dem Donner, den Kanonenkugeln, dem entfesselten Meer, den Dürreperioden und den Heuschreckenplagen, der Altersschwäche und dem Hass, unserem eigenen Hass, unserer Mordlust, dem Hass auf uns selbst, unseren furchteinflößenden Trieben und Sehnsüchten schutzlos ausgeliefert sind. Dass es niemanden gibt, der uns wohlwollend dabei beobachtet wie wir denjenigen, die sich an uns versündigt haben, vergeben: Die Vergebung der Sünden landet auf keinem Konto: Es gibt keine Erbschuld. Es gibt nicht mal Schuld. Und aus diesem beängstigenden Zustand der Möglichkeit von kugelrunder Selbstverantwortlichkeit sind wir in die Narkose des Kapitalismus gefallen, haben uns in Waren und Warenproduzierer verwandelt, so die Hauptthese von Benjamins Passagenwerk und seinem kurzen Text: Kapitalismus als Religion.

Eine Epoche träumt die nächste, schrieb Walter Benjamin, in seinem unvollendet gebliebenen Passagenwerk. Nur im Traum, schreibt die Schriftstellerin Friederike Kretzen, werden wir nicht daran verrückt zu realisieren, dass alles mit allem verbunden ist. Das würde bedeuten, der Gedanke beginnt in mich überzugehen – so als würden die Wörter, mit denen ich hier spiele, zu meinem eigenen Fleisch und Blut: Dass wir im Traum sowohl dem Webstoff der

Existenz als auch der Zusammengesetztheit von uns selbst auf die Sprünge kommen. Innerhalb dieser Auflösung des Ichs in der Sprache des Traums sind wir – das ist ein wichtiger Faden in Benjamins Geschichtsphilosophie – als Kollektiv verbunden mit der Geschichte. Mit der Gewesenen, mit dem Was ist und mit dem Was noch sein wird. Mit den Toten. Mit einer Zukunft, für die es im Französischen eine Unterscheidung gibt zwischen der grammatischen Form Future und der unberechenbaren: L' Avenir: Eine Zukunft, die über uns hereinbricht und die uns so viel Angst einjagt wie der Tod selbst. Wie sollen wir leben, fragen die fünf dicken Elefanten von Dostojewski, ohne Schuld? Pointierte Antwort der ehemaligen Solitude-Jurorin für bildende Kunst, der Inderin Shilpa Gupta, ist ein kleines Objekt, das natürlich käuflich zu erwerben ist und das sie in hundertfacher Vervielfältigung ausstellt: Ein 100ml Medizin-Fläschchen – gefüllt mit Filmblood und bedruckt mit dem Wort Blame. Seit vielen Jahren werde ich beim Schreiben unterbrochen von der Lust aufzuspringen, Geige zu üben oder das zu spielen, was ich nicht fähig bin zu formulieren. Was Nietzsche vielleicht auch nicht formulieren konnte, in seiner wahnsinnigen Liebe zur Musik, die er formuliert hat in seinem Buch: Die Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik. Seine Lösung war selbst wahnsinnig zu werden und anzufangen zu singen und nicht mehr aufzuhören, bis seine Freunde ihn mit der Kutsche abholen und Nietzsche – ohne Unterlass Ave Maria singend – in die Irrenanstalt bringen. Oder ich unterbreche mich um zu Lesen, beim Lesen einzuschlafen und das was ich versucht habe zu schreiben, zu träumen. Im Traum eine Antwort zu finden, auf die Unlösbarkeit in meinem Text.

Vielleicht ist auch das eine Erfahrung des Todes, die ich mich weigere zu machen. Die unlösbaren Probleme, von denen wir seit vielen Jahrtausenden immer und immer wieder heimgesucht werden, bestehen alle aus der Weigerung, die vielfältigen und immer überfordernden Erfahrungen des Todes zu machen. In beharrlicher Kleinschleiß-Arbeit, als Tüpfelischießer, als Fliegen des Todes. Benjamin kommt, so schreibt Friederike Kretzen, in seinem Essay über das bucklicht Männlein zu einer ungeheuren Überlegung: Er fragt sich, ob vielleicht der Film, von dem es heißt, er lief in rasendem

Tempo und umgekehrter Richtung vor den Augen des Sterbenden ab, sich aus den Bildern zusammenfügt, die das bucklicht Männlein von uns allen hat und dabei sagt: Liebes Kindlein, ach ich bitt, bet fürs bucklicht Männlein mit. Auf English heißt das: Please make friends with the necessity of dying. Ich habe gerade abgebrochen und als ich meine Mails checken wollte eine GMX-Neuigkeit gelesen: Nacktspazierer in Küsnacht. Dorfbewohner trafen schon mehrmals auf den unbekleideten Mann.

Vielleicht will der Nacktspazierer von der Nacht geküsst werden? Ich jedenfalls wurde eines Nachmittags, ich war 12 und hatte in der Freiburger Jazz und Rockschiule eine Unterrichts-Lektion gehabt, beim Geiger und Guru für freie Improvisation Harald Kimmig und war mit dem Zug – so wie jeden Tag meiner Schulzeit – die 20 Minuten Fahrt zurück nach Buggingen gefahren, wo mich seit Menschengedenken meine Mutter mit dem Auto unten auf dem Parkplatz meine Mutter mit dem Auto unten auf dem Parkplatz auf mich wartend erwartete. Und mich jetzt nicht erwartete. Auf dem Parkplatz stand kein blauer Volvo und in dem blauen Volvo wartete keine Mutter auf ihren Sohn, mit seinem weißbraun getupften Kuhfellschulranzen und seinem Geigenkoffer. In dem eine Geige lag, wie ein Kind in seinem Sarg. Gerade musste ich Nachdenken und der Bildschirm meines Notebooks schaltete auf Ruhezustand, auf dem schwarzen Bildschirm hat man die Schlieren einer fettigen Hand gesehen, die aussahen wie die Handknöchelchen eines Skeletts. Ich war also verlassen, ein mutterseelenallein die viereinhalb Kilometer nach Hause vor sich liegendes Muttersöhnchen, das überhaupt keine Lust hatte, sich eigentlich gar nicht vorstellen konnte, dass man diese Strecke zu Fuß gehen kann. Ich hielt den Daumen raus und versuchte zu trampeln. Die Autofahrer rauschten an mir vorbei als wäre ich unsichtbar. Ich setzte mich langsam in Bewegung.

Rauchen wäre jetzt gut gewesen, aber ich rauchte noch nicht, wusste noch nicht mal, dass ich einmal rauchen würde.

Ich ging also los, am Ortsschild Buggingen vorbei, rein ins Buggingen, vor-

bei am Café Woerner, ich glaube ich ging sogar ins Café Woerner und fragte ob ich telefonieren dürfe und rief zuhause an, aber niemand nahm ab. Also ging ich weiter. Durch Buggingen durch, mit seinen Vorsicht vor den Hund Schildern und den bellenden Hunden und der Nachsicht mit den Hunden und meinem Schulranzen und den Noten in meinem Geigenkasten, die ich mal wieder nicht gelernt hatte, sondern eben frei improvisiert, so lang bis ich mich nicht mehr schuldig fühlte, dass ich die Noten nicht geübt hatte. Ich hatte mit dem Harald Musik gemacht. Wir waren ineinander reingekrochen und hatten uns innerlich umgriffen, richtig ineinander reingekrallt, bis ich mich kein bisschen mehr schuldig gefühlt habe die Noten nicht gelernt zu haben und jetzt ging ich am Ortsschild am Schild am Ortsausgang Buggingen raus, mit dem Ranzen und der Geige auf dem Buckel und bis zum Eingang des Hohlwegs mit dem gelben Schild: St. Ilgen 2 km. Ich weiß noch immer nicht wie Entscheidungen getroffen werden, wie ein Einfall kommt, wie man vom Blitz getroffen wird. Es war ja nur ein kleiner Einfall. Der Hohlweg war dunkel, die Geister lauerten einem auf, eine Amsel raschelt hinterm Busch, eine Maus, vielleicht etwas Größeres huscht weg. Ich bog nicht ab, ging einfach weiter, die Landstrasse entlang, den weiteren Weg, durch die Sonne. Durch das Laufen hatte ich mir Trübsal aus dem Leib geblasen, aber vor allem war es die selbstständige Entscheidung, die sofort etwas veränderte: Machte aus der Mutterseelenalleinigkeit einen Spaziergang. Und sofort ging mein Hörsinn auf. Die Autos, von denen ich jetzt nicht mehr mitgenommen werden wollte, wurden Klangereignisse mit langsamem Crescendo und einem schnellen Diminuendo-Schweif. Die Grillen, die Sommervögel, meine klappernde Brotbox im Schulranzen, meine eigenen Schritte. Die Gedanken in meinem Kopf hörten sich auch anders an, sogar die Wörter fingen an rhythmisch mit meinen Schritten mitzuwippen, mich zu begleiten. Kurz vor dem Bachübergang mit den beiden Pappeln, wo man nur noch 500 Meter hat bis St. Ilgen, blieb ich stehen. Da gab's rechterhand ein kleines Wäldchen. Ich wollte aus meinem Spaziergang eine Expedition machen. Ich wollte ein Klangforscher werden, ging ins Wäldchen, fand genau die richtige Stelle auf einem modrigen Baumstamm, setzte mich hin und hörte dem Klang des Wäldchens zu, der Kontrast zur Landstrasse, mein Körper, der sich plötz-

lich nicht mehr bewegte, meine noch radikalere Entscheidung: Nicht nur nicht den kürzeren Weg nach Hause zu gehen, sondern einen Moment lang überhaupt nicht mehr, nie mehr nach Hause zu gehen: Auszubrechen, von zuhause abzuhaufen, mir als Kind einen Raum zu eröffnen, der mir später die Möglichkeit geben würde, in der Gesellschaft zu leben und ihr zugleich auch zu entschlüpfen, in diesem kurzen, konzentrierten Dasitzen in einem Wäldchen, das mir meine erste eigene Komposition vorspielte.

Ist dieses Hören eine Art wildes, indianisches Gebet? Eine erste Ahnung kam damals auf, dass ich mein ganzes Leben erleben könnte wie eine Komposition, als Ereignisse, die innerhalb eines bestimmten Zeitraums geschehen, strukturiert durch ein zuhörendes Ich, dessen Wabenwände sich im Hören anfangen aufzulösen. Und ja, und ja, und ja, und ja, ja, jajajaja und ja, und ja, ja, ja, ja, jaja, jajajajaja und ja, und ja und jaja und und und und und jajajajajajajajajajaja, ein Träumen mit offenen Augen, ein mir entsprechender Zustand, eine endlich möglich gewordene Art, in der Wirklichkeit zu sitzen, aber vor allem das Wispern des Zweigs, der von der Birke gefallen war, ein ganz nah zwitschernder Zilpzalp, ein Rotschwänzchen, etwas weiter eine Horde Stare und hinter mir auf dem Acker die Raben. Ein sich eröffnender Echoraum der Toten, ein kleines Wäldchen als Schlafsaal der Geschichte, ein kleiner Zugang zur Epoche, in der ich lebe, der nur für mich gedacht ist. Wie lange muss ich hier sitzen? Kriege ich langsam Hunger? Was strukturiert die Zeit dieser Komposition? Sind es meine Gefühle? Mit Harald Kimmig hatte ich damals begonnen, eine helle Wachheit zu entwickeln für das Ende, wann und warum fällt man plötzlich aus dem Stück heraus, wie hört ein frei improvisiertes Stück auf? Nicht umsonst heißt es aufhören und manchmal sind die überraschenden Enden die besten. Und die Medizinforschung hat jetzt rausgefunden, dass der Hörsinn nicht nur der erste Sinn ist, mit dem wir Welt wahrnehmen, die Hörschnecke des Embryos im Mutterbauch ist bereits nach 4.5 Monaten voll entwickelt, sondern auch der letzte: Wenn im Sterbeprozess alle Sinne schon abgeschaltet sind, hören wir noch eine Weile unserem Aufhören zu und dann erst hören wir auf. Nein, es hört noch nicht auf, ich stehe auf, gehe aus dem Wäldchen, gehe langsam nach Hause, werde

niemandem von meinem Nachhauseweg erzählen können, erst viel später, wenn ich wissen werde, wenn ich anfangen werde zu wissen, dass ich damals begonnen habe zu schreiben, innerhalb der Musik zu schreiben, Musik mit Sprache zu berühren vielleicht, nachzudenken innerhalb von Tönen, Erlebnissen im Hören. Und das Hören ist vielleicht schon ein Sprechen. Ein Satz entsteht aus dem Zuhören, aus dem Hören von fremden, leisen, manchmal sehr verdrängten Stimmen. Das Beobachten der leisesten Veränderung.

Eine Epoche träumt die nächste, schrieb Walter Benjamin in seinem unvollendet gebliebenen Passagenwerk. Nur im Traum, schreibt die Schriftstellerin Friederike Kretzen, werden wir nicht daran verrückt zu realisieren, dass alles mit allem zusammenhängt. Das würde bedeuten – diese Deutung sei der gute Stern dieses Konzerts, der hier über dieser Scheune aufgehen möge – dass wir sowohl im Traum, als auch in der Musik – als auch im Traum der Musik – dem Webstoff der Existenz und der Zusammengesetztheit von uns selbst auf die Schliche kommen. Innerhalb dieser Traumbewegung sind wir – das ist ein roter Faden in Walter Benjamins Geschichtsphilosophie – als Kollektiv verbunden mit der Geschichte. Mit der gewordenen, mit dem was ist und mit dem was noch sein wird. Mit den Toten. Mit einer Zukunft, für die es im Französischen eine Unterscheidung gibt zwischen der grammatischen Form Future und der unberechenbaren: L' Avenir: Eine Zukunft, die über uns hereinbricht und die uns so viel Angst einjagt wie der Tod selbst.

